

Ich kann doch net mei Wort verschimpiern

Über das Weiterleben der Mundart auf der Bühne und in den Medien

Von Sabine Hock und Peter Kuhn

„Wie sind sie eigentlich, die Hessen?“ wurde Wolf Schmidt der „Vater der Hesselbachs“, vor vielen Jahren von der Hessenredaktion der Frankfurter Rundschau gefragt. Der gebürtige Oberhesse antwortete:

„Ein Schwabe hat diese Frage einmal so beantwortet: 'Sie sind - e bißle direkt...‘“

In der Tat. Und sie verfügen über mehr als hundert Sorten Direktheit, so wie sie über hundert Sorten Dialekte verfügen. Rhein Hessisch, Oberhessisch, Fuldaer Platt, Frankfurterisch, Darmstädterisch, Mäännerisch - das alles gehört zur hessischen Sprachfamilie, aber die sprachlichen Unterschiede beginnen noch nicht einmal an den Stadtgrenzen, ganz zu schweigen von den umliegenden Dörfern, die so verschiedene Dialektversionen haben, daß manchmal über ein paar Kilometer Entfernung Verständigungsschwierigkeiten auftauchen. Vielleicht rührt das 'Direkte' auch daher, daß die Hessen nicht gerade leise reden und nicht zu wenig - sie rechnen eben immer mit der Möglichkeit, daß ihr Gesprächspartner schwerhörig oder begriffsstutzig oder gar beides ist.

Bei solcher 'Direktheit' kann man eins den Hessen nicht vorwerfen: daß sie 'falsch' seien. „Sie tragen ihr Herz auf der Zunge, un net nur e klei Zippelche, sondern gleich e ganz Maul voll.“

Wolf Schmidt spricht hier pointiert von einigen Eigentümlichkeiten, mit denen nicht nur derjenige rechnen muß, der Mundart für andere schreibt oder vor Publikum lebendig werden läßt, sondern auch derjenige, der den Versuch unternimmt, das (Weiter-)Leben der Mundart auf der Bühne und in den Medien zu untersuchen. Wie wird diese, von Wolf Schmidt postulierte, „hessische“ Identität eigentlich seit 1945 auf der Bühne und in den Medien präsentiert? Kann man hier eine, sich offenbar durch ihre Direktheit auszeichnende Sprache als charakterisierendes Stilmittel beobachten, das gerade auf der Bühne realistisch, ja sogar sozialkritisch wirken kann? Oder hat die Mundart nur noch eine museale Funktion, die leicht in den Verdacht einer konservativen Heimattümelei gerät? - Ganz sicher ergeben sich hier interessante Fragen und Aufgaben, nicht nur für sprach-, sondern auch für literatur- und medienwissenschaftliche Untersuchungen. Wendet man sich nun den einzelnen Teilaspekten des Themas zu, so stehen immer wieder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Form, in der die Mundart verwendet wird, und die Frage nach ihrer Funktion auf der Bühne und in den Medien im Vordergrund. Anhand der untersuchten Bereiche sollen beispielhafte Aspekte dargestellt werden.

Volkstheater und modernes Mundarttheater

Die profilierten Volkstheater in Hamburg, Köln, München oder Frankfurt sind bis heute quasi Familienbetriebe geblieben, man denke nur an die Millowitsch-Bühne, das Ohnsorg-Theater oder Liesel Christs Volkstheater. Sie verfügen über einen mehr oder weniger festen Stamm von Berufsschauspielern oder Halbprofis. Von den reinen Laienbühnen abgesehen, pflegen in der Hauptsache diese Volkstheater seit

1945 das Repertoire an Volksstücken und modernen Mundartstücken. Denn sahen sich die städtischen Theater bis in die sechziger Jahre hinein noch meist mühelos in der Lage, auch Stücke in Mundart aufzuführen - als Beispiel seien hier nur die Inszenierung von Zuckmayers „Schinderhannes“ oder Niebergalls „Datterich“ in der Ära Buckwitz am Frankfurter Schauspielhaus genannt - so tun sie sich heute ungleich schwerer.

In Städten wie Mainz oder Darmstadt, in denen es weder ein professionelles Volkstheater noch Aufführungen von Mundartstücken an den dortigen Staatstheatern gibt, versuchen Spielgemeinschaften interessierter Laien in Kooperation mit den großen Häusern diese Lücken zu füllen. Mainz kann dadurch auf seine alljährlich neu geschriebene Fastnachtssosse zählen, während die Hessische Spielgemeinschaft in Darmstadt seit über sechzig Jahren Lokalstücke, wie z.B. den „Datterich“, pflegt, zunehmend aber auch andere Mundartstücke bis hin zu Zuckmayer (Bearbeitungen des „Fröhlichen Weinbergs“, des „Schinderhannes“ oder von „Katharina Knie“) spielt. Die Frage, ob es heute überhaupt noch genügend Berufsschauspieler gibt, um hessische Mundartstücke adäquat besetzen zu können, ist umstritten. Tatsache bleibt jedoch, daß ein München oder Berlin vergleichbarer kultureller „Brennpunkt“, mit Theatern, Rundfunk-, Film- und Fernsehstudios als Arbeitsmöglichkeit für Schauspieler, fehlt.

Gibt es eigentlich heute noch Mundart-Stücke, die ein Volkstheater spielen könnte, ohne sich dem Verdacht eines rückständigen, unkritischen Theaters auszusetzen? Den genannten Volkstheatern der Großstädte stehen heute relativ wenig neue Mundart-Stücke zur Verfügung und nur eine kleine Zahl von Autoren, wie etwa der Wiesbadener Wolfgang Deichsel oder der Franke Fitzgerald Kusz, konnte sich in den letzten zwanzig Jahren durchsetzen. Ihre Stücke wurden schon bald auch in verschiedenen Mundart-Bearbeitungen (z.B. in Plattdeutsch) aufgeführt, was zum einen die Qualität der Stoffe zeigt, die in eine andere mundartliche Umgebung übertragbar sind, zum anderen aber auch den Mangel an avancierten, modernen Stücken überhaupt. Dies liegt sicherlich nicht zuletzt an inhaltlichen Problemen. Konnte das Volksstück in der Vergangenheit noch unbefangener mit gesellschaftlichen Schablonen und einem schadenfrohen Humor, der auf Kosten anderer ging, auftreten, so scheint es heute fast unmöglich geworden zu sein, im Sinne des alten Volksstückes mit leichter Hand („Nur nicht zuviel Tiefgang!“) zu unterhalten und dabei doch nicht an der Realität vorbeizugehen.

Deichsel und Kusz zeigen, daß auch ein modernes Mundarttheater möglich ist, das zwar unterhält, sich aber auch mit unserer Zeit auseinandersetzt. Deichsel (geboren 1939) wurde in den fünfziger und sechziger Jahren durch die „Wiener Gruppe“ um H.C. Artmann angeregt, die Mundart als Stilmittel des Direkten und Realitätsnahen neu zu entdecken. Er schrieb zunächst mit boshafter Ironie angereicherte Alltagsszenen unter dem Titel „Bleiwe losse“ (1964, zunächst als Hörspielfolge; eine Bühnenfassung schloß sich an), zwei der Posse nachempfundene Stücke unter dem Titel „Agent Bernd Etzel“ (1965) und bearbeitete Werke der Franzosen Moliere und Labiche für die hessische Mundart. Ähnlich wie Deichsel ist Kusz (geboren 1944) seit Mitte der siebziger Jahre immer wieder mit Lyrik, Prosa, Hörspieltexten und Theaterstücken in fränkischer Mundart hervorgetreten, die z.T. sehr erfolgreich waren und in andere Mundarten übertragen wurden. Sein wohl bekanntestes Stück, „Schweig Bub“ (1976), schildert ironisch - und mitunter recht drastisch eine typische, kleinbürgerliche Familie bei der Konfirmationsfeier des Sohnes. Unter der Schale des Bekannten, Realistischen kommen hier - wie bei Deichsel - auch Sehnsüchte, Plattheiten, Vorurteile und Abgründe einer scheinbar normalen Gesellschaft zum Vorschein - stets ohne die handelnden Personen als solche bloßzustellen.

Neben der recht erfolgreichen Aufführung dieser modernen Mundartstücke wird vielfach versucht, beim Inszenieren aus der Not eine Tugend zu machen. Die heutigen Wege und Möglichkeiten zeigt der Regisseur Wolfgang Kaus auf - ein Mann der Praxis, der selbst für das Frankfurter Volkstheater Stücke bearbeitet und inszeniert: einmal mit dem Versuch, alte Volksstücke in Mundart, wie beispielsweise diejenigen von Karl Malss oder Adolf Stoltze („Alt-Frankfurt“) als „Bilderbogen aus der Vergangenheit“ - so Kaus - vorzuführen, um von einer allzu platten musealen Darstellung loszukommen; zum anderen mit der nicht unproblematischen Adaption hochsprachlicher oder fremdsprachiger Stücke (am spektakulärsten wohl in der Frankfurter „Urfaust“-Inszenierung von 1979, aber auch bei Shakespeare, Moliere und sogar Brecht). Diese kann von einer nur lautlichen oder sinngemäßen „Übersetzung“ bis zur sprachlichen Differenzierung nach gesellschaftlichem Stand reichen, wenn etwa bei Shakespeare die Herrschaft Hochsprache, die einfachen Leute jedoch Mundart sprechen.

Trotz des Abebbens der Mundartwelle in den achtziger Jahren erfreuen sich die Aufführungen hessischer Mundartstücke eines beständigen Zuspruchs, sei es in Frankfurt, Darmstadt oder Wiesbaden. Mundart - von vielen schon gar nicht mehr gesprochen, aber doch heute noch vertraut scheint eine stetige Beliebtheit auf der Bühne bewahren zu können. Autoren wie Deichsel oder Kusz haben gezeigt, daß es möglich sein müßte, über die Mundart Themen für ein realistisches oder kritisch-ironisches Theater zu erschließen, gerade auch als wichtige Konkurrenz zu einem rein kulinarischen Boulevardtheater oder zu überzogenen Projekten des modernen, subventionierten Theaters der Großstädte.

Familienserien: Von den „Hesselbachs“ zu den „Drombusch“

In den fünfziger Jahren waren mundartsprechende Hörfunkfamilien wie die hessische „Familie Hesselbach“ fast schon Institutionen. Die Verbindung von Alltagsserie und Mundart trug verstärkt zur Lebendigkeit und zur Identifikation des Publikums mit der Serie bei. Dabei war es schon ein gewisser „schöpferischer“ Akt des Autors Wolf Schmidt, hier so etwas wie eine „gesamt-hessische“ Mentalität auftreten zu lassen - die „Hessen“ des neuen Bundeslandes den Bayern, Schwaben und anderen „Stämmen“ gegenüberzustellen: als „direkte“, recht unsentimentale, etwas geschwätzige, aber doch lebenswürdige Mitbürger mit viel Realitätssinn. Die Fernseh-Ära der „Hesselbachs“ präsentierte dann ein bundesweit verständliches „Export-Hessisch“, eine mundartlich beeinflusste Umgangssprache, die sich gleichwohl im neuen Massenmedium mit einem gewissen Selbstbewußtsein gegenüber den traditionellen Mundarträumen in Nord- und Süddeutschland darstellte. In Verbindung mit „handwerklich“ hervorragenden, treffsicheren und z.T. auch ironischen Drehbüchern fand die Serie in einigen Teilen der Bundesrepublik großen Anklang, der bis heute nachwirkt.

Vergleicht man nun das Beispiel der „Hesselbachs“ mit einer heutigen, ebenfalls bewußt lokal angesiedelten Familien-Serie, wie den in Darmstadt und Umgebung spielenden „Drombuschs“, so zeigt sich, daß es hessische Mundart heute schwer hat, sich angesichts einer gefälligen, auch kommerziell orientierten Programm-Konzeption zu halten. Die Angst, durch die Mundartverwendung zu provinziell zu wirken und Einschaltquoten zu verlieren, läßt „hessischsprachiges“ Kolorit in bundesweit ausgestrahlten Serien kaum noch zu, am ehesten wäre wohl noch das bis heute selbstbewußte Bayrisch denkbar. Dies wird bei den „Drombuschs“ besonders augenfällig, wenn man den lokalen Bezug durch die Sprache einzig auf den populären und vom produzierenden Sender als Aushängeschild vermarkteten Schauspieler Günter Strack reduziert, der zeitweise

mundartliche Färbung einbringen darf und neben den Sprechern der Hochsprache (die Hauptrollen sind meist nach dem Kriterium „bekannt und marktgerecht“ Serienstars) noch am ehesten lebensecht wirkt.

Regionale Orientierung im Hörfunk

Der Hörfunk ist aufgrund seiner Struktur schon eher regional bzw. lokal orientiert als das Fernsehen. Die verstärkte Tendenz zur Regionalisierung im letzten Jahrzehnt, u.a. aufgrund der neuen Konkurrenzsituation der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten gegenüber den privaten Sendern, belebte auch das Interesse an Mundartbeiträgen in den Programmen, wobei es sich hauptsächlich um kurze Beiträge meist unterhaltenden Inhalts handelt. Die Mundart hat hier, wie schon in den frühen Jahren des Hessischen Rundfunks -, als man für das Sendegebiet im neugeschaffenen Bundesland Hessen ein verbindendes hessisches Selbstverständnis wecken wollte -, auch die Funktion, den Hörer zur Identifikation mit lokalen Themen und „ihrem“ Sender einzuladen.

Die Formen sind dabei sehr vielfältig und reichen von Glossen über Kulturbeiträge bis hin zur Präsentation traditioneller oder zeitgenössischer Mundartlyrik. Als Beispiele seien genannt: die altgediente Landfunksendung „Für Stadt und Land, mit Heiner, Philipp und Babett“, die Problemlöser in der HR-Werbung („Fraa Löhlein“ alias Lia Wöhr) oder die Vorstellung avancierter Mundartdichter, wie Kurt Sigel. Auch NichtMundartsprecher erhalten im Regionalprogramm ihre Chance: seit 1986 versucht der Frankfurter „Kallheinz“ (Knud G. Zilian), seinem Journalisten-Kollegen aus dem Ruhrpott, „Werner“ (Wolfgang Krenz) im Sprachkurs „Frankfodderisch für Anfänger“ das Idiom seiner Heimatstadt nahezubringen. Zweimal wöchentlich bereichern diese Kurzdialoge das „Rhein-Main-Journal“ im 4. Programm des Hessischen Rundfunks.

Eine besondere „künstlerische Nische“, auch für Mundart-Autoren, stellt - so der Mainzer Autor und Regisseur Alfred Probst - das Hörspiel, insbesondere das Kurz-Hörspiel, dar. Probst schrieb für den Hessischen Rundfunk bereits viele solcher KurzHörspiele in hessischer Mundart. Aufgrund der relativ geringen Produktionskosten und der kurzen Produktionszeit konnten hierfür auch namhafte Schauspieler verpflichtet werden. Einige dieser Kurz-Hörspiele wurden später für andere Sender in einer Mundart ihres Sendegebietes (z.B. auf Alemannisch beim Südwestfunk) neu produziert. Auf der Suche nach geeigneten Mundart-Stücken behilft man sich also, wie beim Theater, mit einer Übernahme (und Bearbeitung) von Stücken aus anderen Mundartregionen. Das Publikum für solche Kurz-Hörspiele hält Probst - verglichen mit der Zahl derjenigen, die eine Theaterproduktion erreichen könnte - für ungleich größer (etwa fünfzigtausend Hörer bei der Ausstrahlung in einem der ersten Hörfunkprogramme).

Probst bedient sich wie Deichsel der Mundart als Stilmittel. Sie schafft in seinen nüchtern beobachteten, alltäglichen Szenen Direktheit und Nähe zur Realität, ohne die Personen von vornherein zu werten. Die Thematik geht häufig über das auf den ersten Blick Unterhaltende hinaus, wird kritisch, aber nicht belehrend illustriert. Oft ist die Kneipe der Schauplatz, etwa für die Enttäuschung und Wut des Spielers vor dem Spielautomaten oder dann, wenn eine Ehefrau ihrem Mann nach vorweihnachtlichem Einkauf am Biertisch Gesellschaft leisten muß.

Mundart in der Zeitung

Fast alle größeren Zeitungen Hessens haben ihre Glossen in einer mehr oder minder lokalen hessischen Mundart. In der Hauptsache sind diese wie bei den

Rundfunkbeiträgen schon beobachtet - heiteren und unterhaltenden Inhalts und versuchen, den der Mundart gewogenen Leser anzusprechen. Nur selten, wie in einer der wöchentlich erscheinenden Mundartglossen des Lokalteiles der Frankfurter Rundschau, wird die Chance wahrgenommen, auch kommunalpolitische oder gesellschaftliche Themen in einer Weise anzusprechen, die in der Hochsprache so nicht möglich wäre man denke dabei nur an die Kommentierung von politischen Affären oder Tabu-Themen. Über die Resonanz dieser Glossen bei den Lesern weiß man im allgemeinen wenig, und in den Redaktionen sind Sprecher der lokalen Mundart - vor allem in den größeren Städten - wohl in der Minderheit. Man scheint dort aber dennoch zu glauben, daß es sich lohnt, die angesprochene Chance wahrzunehmen und Leser über das Stilmittel Mundart anzusprechen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Mundart, wie sie heute auf der Bühne und in den Medien auftritt, nicht einfach als anheimelnde Sprache des „vorwiegend Heiteren“ oder Lokalen, „Heimatverbundenen“ zu bezeichnen ist. Die Mundart kann durchaus auch als realitätsnahes, charakterisierendes Stilmittel verwendet werden, kann in bestimmten Formen größere Authentizität vermitteln und besitzt, von vielen (noch) gesprochen oder beherrscht, einen nicht zu vernachlässigenden sozialen Stellenwert. Die Möglichkeiten der Mundart als Sprache der Literatur sind -so zeigen es heutige Autoren, wie Deichsel, Probst oder Sigel, die in den fünfziger Jahren das Gestaltungsmittel Mundart für sich und unsere Zeit (kritisch) neu entdeckten - bestimmt noch nicht erschöpft.

Erstveröffentlichung:

Forschung Frankfurt, Wissenschaftsmagazin der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Ausgabe 1/1990